

1938



Lieblingswörter

Von Heinrich Zille

Vor kurzem wurde in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß in unseren Tagen das Wort „männlich“ besonders häufig gebraucht werde. Dessen übermäßige Verwendung erwecke den Eindruck, als wollte sich die Zeit selbst ihre Männlichkeit bescheinigen, was zur Frage reize, ob sie nicht gerade damit ein unfreiwilliges Geständnis ablege, wie wenig männlich, oder zum mindesten, wie wenig sicher sie ihres männlichen Charakters sei. Ein Mann, der sich mit seiner Männlichkeit brüstet, ziehe sie in Zweifel, und so könne es einem ganzen Zeitalter ergehen.

Diese Bemerkungen, die der Verfasser als nur an den Rand geschrieben aufgefaßt wissen wollte, als Fragen und nicht als Urteile, verlocken mich einmal — ebenfalls in unverbindlichen Randbemerkungen — der Erscheinung von Lieblingswörtern nachzugehen.

Es kann zweifellos in der Wahl eines Lieblingswortes eine Sehnsucht zum Ausdruck gelangen, die in unzulänglicher, lediglich geschwätziger Art einen Mangel der Zeit wettmachen will. Denken wir an die Verwendung des Wortes „deutsch“ in manchen nationalen Reden der Vorkriegsjahre Deutschlands, so erschreckt uns heute die Dürre des Begriffs, der damit verbunden war. Unter „deutsch“ wurde damals innerhalb der kleindeutschen Staatsgrenzen nicht bloß eine Reihe von Eigenschaften, sondern meistens auch eine Menschenmenge verstanden, die in Wirklichkeit nur einen Teil der Deutschen ausmachte. Deutsch und reichsdeutsch deckten sich für jene Sprecher, und damit war das Wort „deutsch“, wie sie es verwendeten, im Grunde bloß eine Bezeichnung für die Bevölkerung eines Staates und schloß sehr viele Deutschen aus; „deutsch“ bedeutete dort, daß man Millionen Deutsche nicht sah, also eine völkische Bewußtseinsenge, mithin eine Haltung, die wir heute als undeutsch bezeichnen würden. Sie wurde von solchen Auslandsdeutschen, die von der Gesamtheit ihres Volkes verpflichtend erfüllt waren, auch damals schon nicht anders empfunden.

Es ist demnach wichtig festzustellen, welchen Inhalt ein oft verwendetes Wort hat. Jene verengten nationalen Redner waren bestimmt gute Deutsche, bereit, sich für ihr Volk, soweit sie es nun einmal sahen, aufzuopfern. Sprachten sie das Wort „deutsch“, so logen sie sich nichts vor, was sie nicht waren, obgleich wir Heutigen ihre Volkswelt als klein, ihre Haltung als für unsere Zeit unzulänglich ablehnen müßten.

Im späten 18. Jahrhundert war eines der beliebtesten Wörter „empfind-

sam". Mit diesem uns nur als Bezeichnung schwächlichen Gefühlüberflusses geläufigen Worte erkannte man damals den seelischen Reichtum eines Menschen an. Daneben gab es noch viele beliebte Ausdrücke, die immer die Seelenfülle und Erlebnisfähigkeit als besonderen Wert umschrieben. Logen die Menschen der Werther-Zeit? Sie waren bestimmt nicht immer „empfindsam“, aber ihre bleibende schöpferische Leistung liegt doch auf der Linie eines Gefühlüberschwangs und einer Verinnerlichung, die wir nicht als unfruchtbare Tarnung eines Mangels gerade an diesen Werten deuten können. Ihre Lieblingswörter waren Wesensausdruck, waren Zeichen der Lebensinhalte einer Epoche.

Es ist also möglich, daß das Lieblingswort einer Zeit nicht nur subjektiv, sondern sachlich, ehrlich gesprochen wird, daß es keine schwächliche und geschwähige Verdeckung der Armut an Werten ist, die es bezeichnet, sondern gerade eine Bestätigung ihres Vorhandenseins, kein Kleid vor dem wirklichen Leib, sondern der Leib selbst.

Indessen wollen wir nicht vergessen, daß der Sinn der Wörter und vor allem der oft verwendeten Wörter sich wandelt. Ein Mädchen, das wir heute empfindsam nennen, kraht uns eher die Augen aus, als daß sie errötend hineinblickt. Es gab Zeiten, wo das Wort Demokratie der Schlachtruf war und ehrlich geglaubt wurde von den Besten; heute ist es entleert, vernichtet, verborben, und bezeichnet eine Ordnung, die zum Untergang führen muß. Wir wissen, wie dies geschehen konnte. Die Geschichte hat das Wort gerichtet.

Das Wort „männlich“ bezeichnet an sich nichts weiter als eine Artung, ohne eine Wertung damit zu verbinden. Männlich ist der Mann und weiblich das Weib. Dennoch wird es heute oft im Sinne eines Lobes gebraucht. Das kann eine Verhüllung, das Feigenblatt vor unserer tatsächlichen Unmännlichkeit sein, hier natürlich die ganze Zeit betrachtet, die dies Wort liebt, es muß aber nicht diesen verborgenen Sinn haben, und ich glaube auch nicht, daß es ihn hat. Wohl wird ein Mann, der mit seiner eigenen Männlichkeit prahlt, immer verdächtig sein, aber wenn wir das Wort verwenden, so bezeichnen wir ja damit die Eigenschaft eines Mitmenschen oder einer Erscheinung, und damit müssen wir uns noch keiner Selbstbefriedigung schuldig machen. Es kann durchaus, wie es an den früheren Beispielen gezeigt wurde, eines der Ausdruckswörter der Zeitseele sein, unsere Fahne. Ist es nicht auffällig, daß zugleich mit diesem Wort der gegensätzliche Begriff „weiblich“ ebenso oft als Lob und nicht bloß als Kennzeichnung einer Tatsache verwendet wird? Sagen wir nicht mit Anerkennung von einer Frau, daß sie „weiblich“ sei, wie wir einen

Mann, den wir bestätigen, als „männlich“ empfinden? Außert sich in der häufigen Verwendung dieser Wörter nicht ein innerer Gesundungsvorgang der Zeit, die die Uratsachen menschlicher Artung, Weib und Mann, wieder bejaht nach einer Vergangenheit, wo mit der Frauenrechtlerei die Vermännlichung der Frau und mit zahlreichen anderen Anschauungen die Verweiblichung des Mannes drohte? Beweist unsere Zeit, die „männlich“ und „weiblich“ so oft verwendet, damit nicht, daß sie wieder den Mann und das Weib als gottgeschaffen, als eigenartig empfindet und geformt sehen will?

Freilich darf nicht vergessen werden, daß unsere Zeit viele Wörter sehr rasch abnützt. Wer früher Parteienkämpfe beobachtete, konnte feststellen, daß die übelsten Schimpfwörter in Kürze wirkungslos waren. Auch sehr edle Ausdrücke wurden abgeschliffen. Doch haben gewisse Wörter eine unheimliche Lebendigkeit, die jeden brandmarken, der sich ihrer ohne Berechtigung bedient. Es sind die Wörter, die nicht das Häufige bezeichnen, wie etwa „männlich“ oder „weiblich“, sondern das Einzigartige. Mir fiel es immer auf, wie leicht nach dem Kriege das Wort „heldisch“ und „heroisch“ ausgesprochen wurde. Eine Zeit lang schien es zum Modewort werden zu wollen, was aber an der ehernen Eindeutigkeit des Begriffs scheiterte, der damit seit dem Weltkrieg verbunden ist. Das Wort kann ja nur sinnvoll sein, wenn es eine außergewöhnliche, mit dem Einsatz des ganzen Menschen und Gefahr des Untergangs gewagte Tat bezeichnet. Helden waren demnach alle Soldaten des Weltkrieges, die ihre Pflicht erfüllten, doch gerade unter ihnen nahm das Wort eine noch viel hehrere Bedeutung an. Nach ihrer Wertordnung galt nicht jeder, der sich vor dem Tode bewährte, als Held, auch nicht, wer dies jahrelang tat und nach dem Leistungsmaßstab früherer Kriege den Lorbeer längst verdient hätte; nein, nach einem solchen Maßstab hätte es zu viele Helden gegeben, und Helden sind wenige. Darum blieb der Ehrentitel in jedem Heer nur einigen beispiellosen Soldaten zugestanden. Es war ein Wort, das an der Front nie gehört wurde. Wäre ein Soldat nach einer wahren Heldentat von seinen Kameraden mit der Anerkennung „Held“ oder „heroisch“ empfangen worden, hätte er wahrscheinlich Ohrfeigen ausgeteilt. Und aus dieser männlichen Keuschheit trat in die Sprache das Maß für die rechte Verwendung des Wortes „Held“, „heldisch“ oder „heroisch“. Steht hinter einem Wort ein solches Erleben und solche Zucht, so kann es niemand sich oder einem anderen unberechtigt zusprechen, ohne in einen vernichtenden Rückschatten zu gelangen. Höchstens der Held selbst darf es anderen zumessen, auch wenn es ihnen nicht gebührt. Sonst aber gehört zur Etappe, wer mit diesem Wort allzu

freigebig ist. Wie lachte man, wenn Hinterlandsgeneräle Frontsoldaten mit „Helden“ ansprachen, und nannte sie in Österreich „Friedhofsdeserteure“, während Etappenpfarrer, die große Worte vergewaltigten, schlicht „Heiligen-scheinwerfer“ hießen. Wer gar im Frieden mit Worten so stahlscharfer Eindeutigkeit, geschliffen sowohl in vier blutigen Jahren als auch durch den letzten Einsatz von Volkskämpfern in der Nachkriegszeit, umgeht, als müßten sie ausverkauft werden, der weiß nicht, was er tut. Solange einer lebt, der in den vier vor dem Angesicht des Todes verlaufenen Frontjahren bestand oder nachher sein Leben rückhaltlos in die Gefahren der Kämpfe um die Völkererneuerung warf, ist die Kleinvermünzung eines durch solche Taten geadelten Wortes ein moralischer Selbstmord.

Weil die Jugend ihre Gefühle ohne Umschweife kurz ausdrücken will, findet man das Schlagwort in ihren Reihen besonders oft und in all seinen verschiedenen Spiegelungen, auch das vergewaltigte edle Wort, denn es gibt ja eine Art von Jugendlichen, die erlebnis- und bewährungsgierig unter dem Schatten der älteren Geschlechter stehen — nach dem Krieg mag der Glanz weltgeschichtlicher Taten ihren Erlebnisneid noch heftiger angefeuert haben — und sich mit Wörtern und Selbstlob darüber hinwegzureißen versuchen, daß jede Ehrerweisung für sie verfrüht ist, da sie sich noch gar nicht bewährt haben konnten. Aber die Jugend läßt solche Pathetiker meist nach kurzem auf ihrem Sonderthronchen allein. Die allgemeinen Lieblingswörter der Jugend sind harmloser und treten in der kurzlebigen Form des Modewortes ohne größeren Anspruch auf. In diesen Wörtern stecken meist ein lustiges Kraftmeiertum, das sich selbst zu verspotten scheint. Eine Sache ist „knorke“, ist „pfunds“, und morgen ist sie „knallig“ und „zackig“.

Fehlt der bewußte hellere Beigeschmack, so kann der unbewußte um so hinreißender sein. Ich stieg einmal zum Jenzig bei Jena hinauf. Die Sonne ging unter mit einigem Aufwand von Rot. Als ich zur Bergspitze kam, stand dort schon ein junges Mädchen mit sanfthängenden Zöpfen, den Kopf elegisch schief und blickte, ohne mich zu bemerken, in den lodernnden Himmel hinein. Ich blieb hinter dem Backfisch stehen, dessen Körper sich der Natur so hingebungsvoll zurechte, daß ich nicht erstaunt war, bald einen Seufzer zu hören. Dann aber wurde in singender Betonung, mild hingehaucht, folgendes vernehmlich: „Sonnenuntergang — brima!“ Man muß es nachzuahmen versuchen, um es ganz zu genießen. Ich ging auf Zehenspitzen ab. Man soll niemand stören, der Zwiesprache mit dem Unendlichen hält.

Hier war das aus dem Kaufmännischen genommene Wort „prima“ der letzte Ausdruck der Hingerissenheit. Selbst dieser Bedeutungswandel eines wahrhaft scheußlichen und geistlosen Modewortes ist möglich. Allerdings vermochte es trotz aller Ehrlichkeit, mit der es sich einsam verwandelte, für den ungewollten Zeugen die Herkunft aus der Manufaktur nicht abzustreifen und konnte auf ihn daher nur komisch wirken. Für die Sprecherin aber war es in diesem Augenblick das gelöste Siegelwort ihrer Seele.

Geheimnisvoll ist die Sprache, Enthüllerin oder Verhüllerin der menschlichen Seele, Ränderin oder Verurteilerin der Zeitinhalte, keiner starren Regel unterworfen, lebendig wie das Leben selbst, dessen ewiger Ausdruck sie ist. Höre ich allerdings Erwachsene sagen, daß sie sich in diesem Jahre „zimal“ amüsiert haben „und noch und noch“ — dann weiß ich, daß die Sprache an diesen Großstadtgreneln ebenso unschuldig ist, wie die Dichtung an den Versen der Schlagerlieder.

2. Apr 3/4/1938

Seite 119-123

Über den Leser

Von Heinrich Zille

Die ärgsten Feinde der Dichtung sind Leser, die von Buch zu Buch greifen in der trägen und willenlosen Sucht, sich durch einen Ablauf erzählter Geschehnisse erregen zu lassen. Ihre nur durch das Gegenständliche reizbare Einbildungskraft entzündet sich dabei zu einer trüben Flamme, die immer das gleiche Öl verlangt, um sich zu nähren. Ein solcher Leser vermag eine Unmenge von Bildern zu verschlingen, aber die Fülle des Aufgenommenen versinkt bloß in den Brei grauer und undeutlicher Erinnerungen, die er nicht von einem, sondern von allen Bildern zusammen behält. Keine der Gestalten, die ihm aus der geformten Sprache des Buches entgegnetrat, lebt hell in ihm weiter und bleibt unverwischbar sein eigen, keine große Handlung und kein glückliches Wort wurde sein Besitz. Alle glitten durch ihn keim- und samenlos hindurch. Sein schales Bestreben, sich vom Augenblick einer Neugier stets aufs neue überwältigen zu lassen, betrog ihn um die nachwirkende fruchtbare Erfüllung, die ein gutes Buch dem gewährt, der sich ihm ganz hingibt.

Es gehört zum Wesen der Hingabe, daß sie keinen Vorbehalt kennt und voll des Lauschens und der Bereitschaft ist aufzunehmen, was auf sie einströmt. Ein Buch spricht aus. Darum muß der echte Leser zunächst fähig sein, anzuhören.

Gewiß, wir vernehmen oft den Rat, kritisch und nicht gedankenlos zu lesen, aber ehe wir zum Gelesenen eine Stellung suchen, müssen wir es in seiner Eigengesetzlichkeit gelten lassen. Ein dichterisches Werk hat wie jedes Werk sein Gesetz, seine Form, seine Sprache. Dies müssen wir würdigen und uns ihm unterordnen, bevor wir beurteilen, ob es seiner Art auch wirklich genügt. Dichtenberg fragt einmal: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“

Sehr oft liegt es am Buch! Doch vielleicht noch häufiger am Kopf, der überfüllt ist und eines starken Eindrucks unfähig.

Wie groß erscheint demgegenüber Seele und Vorstellungsmacht des Bauern, von dem mir ein Puppenspieler erzählte, der das Burgenland mit seiner kleinen Bühne bereist hatte; während einer Vor-

stellung, als der böse Teufel den guten Kaspar bedrohte, schrie ein Bauer auf: „Wart' ein bissel, Kasperl, ich lauf' heim und bring' mein Gewehr!“, rannte aus dem Saal und bemerkte erst, als er auf der dunklen Dorfstraße stand im Regen und Schneegestöber, daß es Spiel gewesen was ihn zur unbedingtesten Teilnahme hingerrissen hatte.

Nein, es war kein Spiel gewesen. Es war die zusammengeballte Wirklichkeit des Daseins, die den Bauern in Bann getan hatte. Und die gleiche Aufgabe ist auch der Dichtung überantwortet, daß sie verdichte und das Leben bedeutend und ausdeutend so vor uns hinstelle, daß wir es in seiner Macht und vor allem in seinem Sinn begreifen und überwältigt werden. Herz und Geist soll sie uns erschüttern und besämen.

Unzählige Bücher gehen an dieser Aufgabe vorbei. Sie sind ein Abglanz, kein Licht. Mit dem gewaltigen Vorrat tiefer Werke aber, die dem Leser, der sie sucht, in die Hände fallen, vermag jeder hundert Jahre und mehr ein fruchtbares Auskommen zu finden.

Freilich wird einen Teil des Schatzes nur der bergen, der sich die innere Bereitschaft des burgenländischen Bauern bewahrt hat: miterleben und mitfühlen zu können. Gar bald spürt er dann auch, ohne sich darum zu bemühen, jene Feinfühligkeit in sich wachsen, die den wahren Leser ausmacht, der dem Buch gegenübertritt als ein Gleichberechtigter und nicht nur anhört, sondern auch fordert, wägt und sondert. Gibt der Leser sich hin, so darf er verlangen, nicht enttäuscht zu werden. Ohne daß er in die dumme kritische Bewußtheit modischer Lesegesellen, deren Urteil schneller fertig ist als das Überfliegen einer Seite dauert, verfiere, empfindet er sicherer als durch Nachdenken und Überlegen, an den Tönen des Buchs, an den Einzelheiten eines Satzes, wo sich das Falsche enthüllt oder das Echte tief und aufwühlend offenbart. Er merkt es daran, daß seine Hingabe sich verraten fühlt oder glücklich beschenkt.

Nicht alle guten Bücher sind jedem Leser gemäß. Was dem einen lieb ist, läßt andere kalt. Die Verwandtschaft von Seele zu Seele ist auch hier entscheidend für den tieferen Einklang wie überall, wo sich Urgründe des Lebens berühren. Dennoch wird sich bei dem Leser, den eine reine Leidenschaft treibt, allmählich über das eigene Vorlieben hinaus ein Wissen um die Bedeutung von Büchern entwickeln, das sich weniger durch Begriffe und Beweise bestimmen

läßt als von einem Wertgefühl, das eine sachliche Beurteilung überhaupt erst ermöglicht. Es sind neben der Mannigfaltigkeit dichterischer Äußerung und unbeschadet des Gesetzes, das sich jedes Buch selbst gibt, größere, in Worten schwer faßbare Gesetze geltend, die von allen gütigen Leistungen befolgt werden und die ein fühlen-der Leser meistens erspüren kann.

Solche Leser wünscht sich der Dichter; Leser, die den Rang eines Werkes empfinden, selbst dort, wo dessen Eigenart ihr Wesen nicht mitreißt. Es sind wenige, die diese Stufe erreichen, und sie werden vor dem Geheimnis, das eine Dichtung erfüllt, zögernd und stau-
nend stehen, wohl urteilend, wohl oft angeklungen, häufig erschüt-tert, manchmal kühl bewundernd, aber in jener Scheu, die selbst den Dichter vor dem eigenen Werk nicht verschont, das mit Zwang, Lust und Qual ihm auferlegt ist.

Auf diesem Weg durch die Dichtung, den nicht gehen zu wollen einen Teil des menschlichen Wunders und der eigenen Lebenserfüllung mißachten hieße, gewährt sich der köstlichste Lohn in dem Hineinwachsen in eine Welt, die unsere Herkunft und Zukunft verbindet, die an den Sternen ebenso hängt wie an den Schauern der Abgründe. Welte Jahrhunderte wären uns ewig in Dunkel getaucht — wie es ja viele sind — erhellte sie uns keine Dichtung. Aus einem verschollenen Jahrhundert berührt uns oft nur ein Gedicht, eine Inschrift, die sich vom vergänglichen Papier in die Herzen eingrub und durch die Geschlechterfolgen vererbt wird, und wurde zum Sinn-
spruch einer ganzen Zeit und damit einer der Welten, aus denen wir leben.

Stärker als alles ist die Dichtung, denn sie bleibt, wenn die verwirrend vielen Äußerungen eines Jahrhunderts verflingen, und hebt sich, leuchtgültige Sinnschrift des Gewesenen, voll dauernden Lebens über Millionen Gräber.

Mensch zu sein aber in seiner Zeit wäre ein Eintagsdasein, wenn uns solche Sinnschriften nicht verbänden mit dem Gewesenen und uns auf ihrer Brücke nicht hinweghoben ins Kommende und Ewige.

Die große Einheit zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpft sich einem seelenbereiten und damit auch kritischen Leser immer wieder, selbst wenn er an das nur für wenige Jahre gültige Werk stößt. Er wird es in seiner Begrenztheit würdigen, sofern es — und darauf kommt's an — echt und berufen dem Leben

dient. Uns zunächst liegt die Gegenwart. In dem Hause, darin wir wohnen, beschäftigt uns jede Einzelheit, auch Keller und Nebenräume, die kommenden Geschlechtern gleichgültig sind. Darum werden wir auch viele Bücher unserer Zeit gern und mit Nutzen lesen, die ehrlich ihren Dienst tun in den kleinen Stuben des Alltags.

Für einen Leser, dem sich aus einem wahrhaft gelesenen Buch ohne zu suchen immer der Weg zu einem anderen Werk notwendig eröffnet, kann es kaum ein Gebiet in der Welt der Schriften geben, dem er sich ungern zuwendet. Das Buch ist das Echo des Lebens und der menschlichen Bewährung ebenso wie des menschlichen Versagens. Wer aus lauterem Geist sich ihnen nähert, findet seinen eigenen Kompaß durch die Gefahren dieser Buchwelt. Und wer mit Büchern zu haufen versteht, dem bauen sie ein Haus. Er ist nicht allein, wenn er mit ihnen lebt. Er steht in der Zeit und in dem großen Fluß der Menschheitsentwicklung. Er kann königlich frei werden. Es kommt nur auf ihn an.

Indessen ist nicht jedes Buch, das wir zur Hand nehmen, eine Dichtung. Unzählige Seiten, die wir gebunden vor uns auf den Tisch legen, wollen uns nicht in unserem Kern erschüttern wie das dichterische Wort, sie wollen uns bloß belehren, unterhalten, aufklären. Bei ihnen bestimmt der Zweck unser Lesen, und er allein entscheidet über unser Urteil, je nachdem, ob er erfüllt wurde oder nicht. Da ist es nicht in jenem abgründigen Maße wie vor einer Dichtung nötig, daß sich die Seele des Lesenden hingabefähig öffne. Er liest „mit dem Verstand“, von Satz zu Satz vorschreitend wie einer, der ein Geschäft führt. Die Auswahl solcher Bücher ist leichter, denn der Leser weiß hier genau, was er fordert. Das Abenteuer, das immer gewagt werden muß, wenn man zur Dichtung greift, fehlt.

Alljährlich strömen neue Bücher auf den Markt und stauen sich besonders in den Weihnachtswochen an. Leitet einen Leser das schon früher Gelesene, so mag er ohne große Mühe durch den Strom finden. Greift er aber, durch andere beeinflusst, zu einem Werk, das ihn nicht befriedigt, so legt er es weg. Der Schatten liegt notwendig beim Licht.

11/12/1938, S. 410-413